

Nr. 38. Posen, den 22. September. 1895.

Um ein Armband.

Novelle von Klara Jäger.

(Fortsetzung.)

„Um Himmels willen, was ist geschehen? Was fehlt Ihnen?" rief er erbleichend.

„O nichts! Es ist nichts!" sagte Coralie leise, sich wieder aufrichtend und an dem Schloß eines schmalen Goldreifens zerrend, den sie am rechten Handgelenk trug, und den sie jetzt, mit verächtlich aufgeworfenen Lippen, weit von sich warf. „Das elende Goldblech hat mir weh gethan . . . das ist Alles. Sehen Sie hier, Prinz, der Reifen ist zerbrochen und . . ."

„Unter meinen Händen!" rief der Fürst. „Oh, ich Ungeschickter! Können Sie mir das verzeihen, Cora? Wollen Sie mir nicht darüber zürnen?"

Sie lachte hell auf.

„Es ist ja nicht der Rede werth." rief sie lustig. „Und ich bin schuld, Prinz, nicht Sie. Wozu trage ich überhaupt Schmuck, und noch dazu solchen Jahrmarktschmuck? Ich könnte mich freilich mit meinem guten Herzen entschuldigen. Sehen Sie, das arme dünne Reiflein dort ist ein Geschenk meines ersten Reitlehrers; eine Prämie, die er mir einmal als einer gelehrigen Schülerin gab. Es war bisher mein Lieblingsstück. Ha, ha! Das dumme Ding!"

Dem Fürsten wurde einigermaßen schwül um's Herz bei diesen Auseinandersetzungen. Das Armband mit den Perlen, Brillanten und Saphiren tanzte beständig vor seinen Augen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, er hätte das Armband kaufen und Coralie verehren müssen! Der Juwelier forderte freilich einen ungeheuren Preis. Aber . . . am Ende . . . was wollte Sascha machen? Nach dem eben Erlebten blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als Coralie zu entschädigen. Er erhob sich.

„Sie sehen mich ganz zerknirscht, Theuerste," sagte er. „Aber es ist bekanntlich nie zu spät, ein Versäumniß wieder gut zu machen, so lange man überhaupt noch Athem hat. Also auf Wiedersehen, Coralie, und . . . versprechen Sie mir, sich nie wieder mit solchem werthlosen Goldblech zu schmücken! Für Sie ist das Schönste und Kostbarste kaum schön und kostbar genug".

Er sprach es mit Ekstase, und mit Ekstase drückte er auf's Neue ihre Hand an seinen Mund. Der blöde Schäfer! Aber blöde Schäfer sind allemal die sichersten Heirathskandidaten.

Jetzt war Coralie ihrer Sache gewiß. Das Armband — vielleicht selbst der Fürst — sollten ihr alsbald für immer ganz zu eigen gehören.

Ein triumphirendes Lächeln auf den feingeschnittenen Lippen, kreuzte sie die Arme unter der Brust und warf sich der Länge nach rückwärts auf die Ottomane, auf der Sascha wenige Augenblicke zuvor gesessen hatte. Sie hätte laut aufjubeln mögen, aber Minna war im Nebenzimmer und bereitete das Erforderliche für die Zirkustoilette ihrer Herrin vor. Coralies Füße hüpften und zuckten, als ob sie dieselben nach dem Rhythmus eines Tanzes bewegte.

Endlich, endlich hatte sie erreicht, was sie so heiß ersehnt, so unablässig angestrebt. Sie sollte vielleicht bald einen vornehmen, sogar einen fürstlichen Namen tragen! Unermeßliche Reichthümer sollten zu ihrer Verfügung stehen. Jeden Einfall, jede Laune konnte sie sich befriedigen, und — was wichtiger als alles andere war — sie hatte nicht mehr nöthig, um die Gunst des Publikums zu buhlen, unaufhörlich in der Gefahr, übertroffen, in den Schatten gestellt, über die Achsel angesehen zu werden! Die Aussicht, Frau Direktorin zu werden, hatte anfänglich manches Verlockende für sie gehabt; aber seit Fürst Sascha ihr huldigte, hatte sie jene Aussicht aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten gelernt. „Daß ich eine Närrin wäre!" sagte sie sich. „Das Reiten und Kunststückerl produziren ist lang nit mehr meine Passion! Und als Frau Direktorin . . . ei ja, da müßt i schön dran; alli Täg womöglich, und immer gäbs etwas Neues und Absunderliches auszutifteln. No, no, da bedank i mi schön! I will mir a besseres Leben zurechtmachen, als das alleweil so wie gerad jetzt, nixthun und lustig sein! Hab mich abrackert genua all die Jahre."

An Sascha selbst dachte sie dabei nicht, oder doch nur herzlich wenig.

Er gefiel ihr, denn er war ein schöner, stattlicher Mann. „Grad so, wies für mi paßt!" sagte sie sich.

Daß er ein gutherziger Enthusiast, ein weicher Charakter sei, hatte sie bald erkannt; ihn zu „dressiren," mußte ein Kinderspiel sein.

Daß sie ihn liebte, machte sie sich erst gar nicht weiß. Was war denn auch diese vielgepriesene und oft besungene Liebe? Die Perlen, die sie zu bieten hat, sind doch nichts weiter, als buntschillernde Seifenblasen. Wenn sie zerplatzt sind, ist Alles aus. Aber Glanz und Pracht und Reichthum, das ist etwas; das läßt mit Händen greifen, läßt sich festhalten und genießen. Dahinter stand keiner von den entsetzlichen Quälgeistern, die ihre Kindheit vergiftet hatten, der Hunger, die Noth, die Verlassenheit.

Hu! Coralie schauderte zusammen, wie von einem plötzlichen Frost geschüttelt. Sie hatte lange nicht an die Vergangenheit zurückgedacht, seit Jahren nicht!

Auf einmal trat sie wieder so klar vor ihre Seele, diese Vergangenheit, als ob sie in einen Spiegel blickte.

Eine Wohnung war es kaum zu nennen, was Coralie da vor sich sah. Es war mehr eine Art von Erdhöhle; tiefer

gelegen, als der schlecht gepflasterte Hof zwischen den vier Häusermauern, von dem aus man da hinunter gelangte auf Stufen, die so schmal und so ausgetreten waren, daß man, geradeaus schreitend, sofort das Gleichgewicht verlieren und vornüber hätte stürzen müssen. Und welche Luft da unten! Dumpf, feucht, von Moder- und Pilzgeruch gesättigt; dunkel die Wände, die Thüren die Fenster mit ihren kleinen, trüben, schmutzigen Scheiben. Der geringe Hausrath von dürftigster Beschaffenheit; Alles ungepflegt und vernachlässigt! Armuth und Unordnung führten hier das Scepter, zwischendurch auch Mißmuth, Erbitterung, Krankheit und Unfriede.

Dort, in jener Behausung, die den Namen einer Wohnung kaum verdiente, saß Tag für Tag Stunden lang in der schulfreien Zeit ein Häuflein schwarzäugiger zerlumpter Kinder um große Päcke von Abfall aller Art, die Knochen von den Lumpen, die Kohlenstückchen von den Papieren, das Glas von Eisen und Blech scheidend. Vater und Mutter suchten draußen auf den Straßen diese Handelsartikel mühsam zusammen, erstanden sie auch wohl für wenige Pfennige von den sparsamen Köchinnen, oder von den kleinen Kosthausbesitzern in den abgelegenen Stadttheilen. Pfui, welch' ein mephitischer Geruch! Coralie glaubt, ihn vor sich aufsteigen zu fühlen. Mit gerunzelter Stirne griff sie nach einem kostbaren Fläschchen, das neben ihr auf einem dreieckigen, mit Plüsch überzogenen Tischchen stand, und hielt es dicht an ihre rosigen Nasenflügel.

Ah! Das war ein besseres Parfüm. Dies Eßbouquet mußte sie doch endlich auf andere Gedanken bringen. Wozu nur alle jene dummen Erinnerungen? Sie hatten wirklich nicht den mindesten Zweck!

Aber sie ließen nicht von ihr, jene Bilder aus längst vergangener Zeit, so sehr Coralie sich auch Mühe gab, sich von ihnen loszumachen. Immer wieder tauchten sie vor ihr auf, so greifbar deutlich, so frisch, als ob sie eben erst entstanden seien.

Da sah sie die unsaubere, zerwühlte Bettlade, auf der einstmals ein älterer Mann in heftigsten Schmerzen sich Tag und Nacht hin und her warf, jammernd, stöhnend, fluchend; wochenlang, monatelang, mit wenigen Unterbrechungen. Dann kamen einmal vier Männer mit einem langen Deckelkorb und hanfenen Tragriemen, die trugen den Kranken in ein Spital, und wieder nach einer Weile setzte sich die Mutter eine große, schwarze Tüllhaube auf den Kopf, band sich ein altes Tuch und eine Schürze von gleicher Farbe vor und nahm die Kinder alle fünf — jedes mit einem schwarzen Tüchlein versehen, von mitleidigen Nachbarn hergeliehen — mit auf den Kirchhof. Dort war schon ein tiefes Loch gegraben und in dies Loch senkten sie einen schwarzgestrichenen Bretterkasten, in dem der todte Vater lag.

Coralie konnte sich nicht entsinnen, daß irgend Jemand bei diesem Vorgange Thränen vergossen hatte.

Nachher aber wurde es zu Hause immer schlimmer. Der Hunger war jetzt ein stehender Gast im Hause, denn die Mutter allein konnte nicht so viel verdienen, um fünf gesunde Kindermägen zu befriedigen. Da gab es unaufhörlich Zank und Streit — die Höhle ward zur Hölle. Coralie entfloh ihr, so oft sie nur konnte. Im Vorderhause wohnte ein Nagelschmied mit seiner Familie; dort erhielt sie oftmals zu essen, auch wohl abgelegte Kleidungsstücke von dem gleichaltrigen Töchterchen, und Coralie, die damals freilich noch einfach Karoline hieß, — athmete auf, wenn sie bei den gutherzigen Leuten sein konnte. In dem Hause derselben lernte sie eines Tages einen jungen Seiltänzer und Akrobaten kennen — einen Neffen des biederen Schmiedemeisters, — der mit großer Begeisterung von seinem „Künstlerberuf" sprach und Wanderdinge zu erzählen wußte von seinem Leben, von dem vielen Gelde, das er verdiente, und was er künftig damit beginnen wolle.

Coralie hörte mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen athemlos zu. Sie wähnte, in eine Märchenwelt zu blicken und konnte sich nicht satt sehen und hören.

Das belustigte den jungen Athleten, und er kramte immer buntere und verlockendere Bilder seiner Lebensstellung vor seiner kleinen Zuhörerin aus, bis er endlich eines Tages sagte:

„Hör' mal, Du schwarzäugig' Dirndl' Du, wann's Du Lust hast, nachher bring' i Dich schon unter, irgendwo, wo Du was Rechts lernen kannst. Du hast a hübsches Frätzel, bist gewachsen wie a Rohrstöckel; wann's Du Dich noch a bissel mehr auslegst, magst Du ganz a gute Figur machen; und marschiren und Dich behaben in allen Stücken, wie's halt bei uns sein muß, das wollen wir Dir schon beibringen. Magst Du mit mir hinausziehen zu meine Leut', so sag's! I nehm Dich schon gern mit!"

Und richtig, die Mutter hatte nichts dagegen, und so protegirt kam Coralie als zwölfjähriges Kind unter die Kunstreiter und wurde eine wissensdurstige und gelehrige Schülerin. Anfänglich war sie glückselig über die mit ihr vorgegangene Veränderung. Sie meinte unaufhörlich, daß sie nur träume. Aber auch selbst dann, als schwere und böse Zeiten kamen, als die Anforderungen, die man an ihre Geschmeidigkeit, ihren Muth, ihre Kräfte und ihre Ausdauer stellte, fast in's Ungeheure wuchsen, bedurfte es nur eines Gedankens an das verlassene „Vaterhaus", um ihr auch das Allerschwerste erträglich und anstrebbar zu machen. Eine Drohung nur, sie wieder heim zu schicken, wäre für sie weit fürchterlicher gewesen, als die ärgste Strafe, die sie über ihre Mitschüler und Mitschülerinnen gelegentlich verhängen sah. Aber sie hütete sich wohlweislich, sich solche Strafe zuzuziehen. Aus Klugheit, durchaus nicht aus angeborner Musterhaftigkeit.

„Es ist einfach dumm, nicht gleich zu gehorchen", sagte sie sich. „Man wird ja doch dahin gebracht, zu thun, was die Großen wollen, und die Püffe und Schläge hat man noch extra."

Bei dieser Denkart und ihrer unleugbar großen Begabung machte Coralie reißende Fortschritte, und in wenigen Jahren war ihr Name im Munde aller, die sich für den Zirkussport interessirten. Sie hatte sich zu dem Ruf emporgeschwungen, weit und breit die beste Schulreiterin zu sein. Die Direktoren bewarben sich auf's Eifrigste, sie wenigstens zu einigen Gastvorstellungen zu gewinnen, wenn es ihnen nicht gelang, sie für eine ganze Saison an sich zu fesseln, und das Publikum, insbesondere die Herrenwelt wetteiferte mit ihnen, Coralie zu feiern und zu verwöhnen.

Und Coralie hatte auch dafür, sich feiern und verwöhnen zu lassen, eine hervorragende Begabung! Sie wußte die große Dame mit einer Würde und einem Anstand zu spielen, der nur den allergünstigsten Rückschluß an ihre Abstammung zuzulassen schien und allerhand Gerüchte zu Tage förderte, die sie zu einer sehr vornehmen Persönlichkeit stempeln sollten.

Da sie die Ohren und Augen stets offen hielt, so hatte sie sich so nebenher allerlei, für ihre Lebensrolle außerordentlich Nützliches angeeignet und wußte es so unbefangen zu gebrauchen, daß Jedermann darauf schwor: sie müsse eine vortreffliche Erziehung genossen haben.

Fabel auf Fabel entstand um ihre gefeierte Persönlichkeit, und je undurchdringlicher das Dunkel war, in das sie selbst ihre Herkunft und ihre früheren Beziehungen zu hüllen wußte, um so mächtiger wuchsen die Vermuthungen und Andeutungen, die natürlich alle sehr weit von der Wirklichkeit abwichen.

Von „zu Hause" hatte sie wenig oder nichts gehört, seit sie fort war. Nur von Zeit zu Zeit hatte ihr ehemaliger Protektor, der Neffe des Nagelschmieds, ihr Dies oder Jenes von ihrer Mutter oder von ihren Geschwistern mitgetheilt. Zwei von diesen waren gestorben, drei in die Fremde gegangen; vor einigen Jahren hatte die Mutter — unglaublich genug — sich zum zweiten Male verheirathet und ihrem Gatten zu den acht Kindern aus seiner ersten Ehe noch ein neuntes geschenkt. Wie der „Neffe" berichtete: ein elendes Geschöpf mit verkrümmten Gliedern, das blind zur Welt gekommen.

Coralie hörte das Alles ohne besondere Theilnahme mit an. Herz hatte sie nie besessen. Aber es war ihr unbequem, dergleichen Berichte entgegen nehmen zu müssen. Sie ging dem Akrobaten — einem unberufenen Zwischenträger schalt sie ihn — so viel wie möglich aus dem Wege. Er aber wußte sie immer wieder aufzufinden, was freilich jetzt nicht mehr schwer war, und ihr dann jedes Mal größere oder kleinere Summen für ihre armen Verwandten abzulocken.

Vor einigen Wochen war ihr sogar ein Schriftstück mit der eigenhändigen Unterschrift ihrer Mutter zugegangen, aus welchem Coralie erfuhr, daß ihre Mutter zum zweiten Male Wittwe geworden und nun lediglich auf die Hülfe ihrer berühmten und reichen Tochter angewiesen sei. Die alte Frau ließ um Uebersendung des Reisegeldes für sich und ihre blinde kleine Sarah bitten, fest entschlossen, sich künftig von ihrer geliebten Coralie nicht mehr zu trennen, und dies um so mehr, als Sarah, nach Aussage berühmter Aerzte, durch eine Operation sehr wohl in den Besitz des fehlenden Sehvermögens gesetzt werden könne,

Coralie aber das einzige Wesen auf der Welt sei, das seiner kleinen Schwester zu diesem Glück verhelfen könne.

Coralie hatte diese Epistel, das Werk eines bezahlten bombastischen Winkelschreibers, einfach zerrissen und ihrer Mutter, bei Strafe ihrer Ungnade, verboten, einen so „hirnverbrannten Plan" zur Ausführung zu bringen. Beigeschlossen waren 100 Mark, als letzte Abfindungssumme.

(Fortsetzung folgt).

Nach der Sommerfrische.

Von Marie Stahl.

„Gott sei Dank, da wären wir!" seufzte Frau Alma Giesebrecht erleichterten Herzens, als sie mit ihren vier Sprößlingen, einem Kindermädchen, zwei hausgroßen Korbkoffern, einem Bettsack von ansehnlichen Dimensionen und verschiedenen Stück Handgepäck, in eine Gepäckdroschke eingeschachtelt, vom Stettiner Bahnhof in Berlin, dem heimathlichen Heerde in der Oranienburger Straße entgenrollte. „Wie wird sich Papa freuen, daß wir schon heute Sonnabend statt nächsten Mittwoch kommen! Das wird mal eine Ueberraschung! Hoffentlich hat Auguste meine Depesche ungesehen erhalten und nach Befehl verheimlicht!"

Vier Wochen in Swinemünde hatte Frau Alma das Glück einer Badereise von verschiedenen Seiten kennen gelehrt. Nachdem es in den letzten vierzehn Tagen regnerisch und kühl geworden war, bekam sie es gründlich satt.

Ein Zerwürfniß mit der Wirthin, bei der sie in Kost und Logis war, veranlaßte sie, einen schnellen Entschluß zu fassen, den Aufenthalt abzukürzen und plötzlich abzureisen. Die Briefe des Gatten, die über die Ungemüthlichkeit seiner Strohwittwerschaft und ganz besonders über die einsamen Sonntage klagten, trugen viel zu diesem Entschluß bei.

Während der ganzen langweiligen Eisenbahnfahrt hatte sie sich so auf die Ueberraschung der Ankunft und auf ihre Häuslichkeit gefreut, daß sie alle Strapazen und die Ungeduld der Kinder mit Langmuth und Heiterkeit ertrug.

Und das war keine Kleinigkeit!

Das Baby war ausnahmsweise „quarrig" gewesen und obwohl seiner Naturanlage nach zu der Kategorie der gemüthvollen Babys gehörend, deren Wesen stets ein inniges Behagen mit dem Dasein ausdrückt, verwandelte eine Eisenbahnfahrt diese freundliche Lebensauffassung sofort in ihr Gegentheil.

Zum Unglück fand das beunruhigte Gemüth Babys nicht den nöthigen Halt und Trost bei seiner sonst unermüdlichen getreuen Emma, seiner Wärterin. Emma ging das Eisenbahnfahren ebenso wider die Natur, wie ihrem Schützling. Ein drückender Kopfschmerz machte sie schläfrig und schlechter Laune und so war die Harmonie und Eintracht dieses sonst so liebevollen Pärchens bedenklich gestört.

Fritz, der Sextaner, bekam unterwegs eine Art von moralischem Kater, den üblichen unumgänglichen Ferienschlußkater, bei dem sich das Bewußtsein verbummelter Schulaufgaben, des Verlustes goldener Freiheit und der drohenden Haft im engen Klassenzimmer bis zum grauen Elend steigerte.

Dieser angenehme Zustand äußerte sich in einer heftigen Reizbarkeit gegen Lenchen, seine sonst so unentbehrliche Kameradin und in eine tiefe Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht, weil weder Lenchen, noch die leidende Emma oder die Mama das genügende Interesse für lateinische genus- und casus-Regeln an den Tag legten und endlich einstimmig erklärten, es sei nicht zum aushalten, als er unaufhörlich laut repetirte:

„Viele Wörter sind auf is
Masculini generis
panis, piscis, crinis, finis u. s. w.

Dieselbe bewunderungswürdige Ausdauer offenbarte das vierjährige Lieschen im Absingen all' seiner Lieblingslieder von: „Hule, Hulegänschen, was raschelt im Stroh", bis auf „O wie wohl ist mir am Abend", während Lenchen von der Mama nicht nur die Namen aller Ortschaften, auch des entferntesten, kleinsten Dorfes, wissen wollte, die in ihren Gesichtskreis kamen, sondern auch die Familienbeziehungen und möglichen Lebensschicksale aller Menschen, die ihr Interesse erweckten.

Aber trotz all' dieser Geduldsprüfungen hatte Frau Alma ihre gute Laune nicht verloren und dieselbe steigerte sich zu freudigem Herzklopfen, als sie jetzt mit der Droschke in die Oranienburgerstraße einbogen.

Welch eine Wonne, endlich wieder in seinen eigenen vier Pfählen und unumschränkte Herrin des Hauses zu sein! Wie freute sie sich auf den gemüthlichen Theetisch, den Auguste natürlich sorgsam bereitet und wahrscheinlich festlich mit Blumen geschmückt hatte! Und was für ein Gesicht würde ihr Mann machen, wenn er wie gewöhnlich um acht Uhr aus dem Geschäft heimkam, ahnungslos die Thür öffnete und sie mit den Kindern ihm entgegenflog!

Gewiß hatte er irgend eine hübsche Ueberraschung für sie — vielleicht das alte Ripssopha frisch überziehen lassen mit rothem Plüsch, wie sie es sich so sehr wünschte oder neue Portieren im Salon — und Auguste wird wohl das Ihrige gethan, frische Gardinen aufgesteckt und Alles blitzblank geputzt haben — Zeit genug hat sie ja gehabt — das soll ein gemüthlicher Sonntag morgen werden!

„So da sind wir," rief Frau Alma, „Emma, lauf schnell und rufe Auguste, daß sie die Sachen hinaufschaffen hilft!

„Es ist ganz dunkel bei uns, Auguste hat noch kein Licht angesteckt," bemerkte Fritz erstaunt, der zuerst aus der Droschke kletterte, „und es fängt an, ganz toll zu regnen."

Jubelnd polterten die Kinder die Treppen hinauf, Emma nach, und Frau Alma folgte etwas langsamer mit dem dicken Baby, das sich laut und mißvergnügt über die Störung in seiner gewohnten Lebensweise äußerte.

Emma riß oben an der Klingel, die ganze Reisegesellschaft stand erwartungsvoll auf dem Vorflur, aber nichts regte sich in der verschlossenen Wohnung, eine unheimliche Stille antwortete auf alles Klopfen, Rufen und Klingeln.

„Was ist denn das? Was kann das bedeuten?" waren Fragen, die vorläufig unbeantwortet blieben.

Vor allen Dingen konnte man den Kutscher nicht länger warten lassen, das Baby wurde mit strengen Ermahnungen Fritz und Lenchen anvertraut und Frau Giesebrecht mußte sich entschließen, mit Emma und dem Kutscher eigenhändig das zahlreiche und schwere Gepäck heraufzubefördern.

Man keuchte eben unter der Last des Bettsackes die Treppen empor, als ein durchdringendes Geschrei Babys zur Eile mahnte.

Es zeigte sich, daß Fritz und Lenchen sich im Uebereifer geschwisterlicher Liebe das Herzblättchen gegenseitig streitig gemacht hatte. Fritz wollte es Lenchen entreißen, aber diese machte ihre weibliche Autorität geltend und widersetzte sich energisch. Das Ende war, daß alle Drei umkugelten, wobei dem Baby höchst unbehaglich zu Muth wurde.

Da stand man nun mit Gepäck und weinenden Kindern (Fritz und Lenchen hatten ein paar tüchtige Kläpse bekommen) vor der verschlossenen Thür, hinter der nach wie vor unheilvolles Schweigen herrschte. Emma erhöhte den Reiz der Situation, indem sie erklärte, ihr sei schwindlig, sie glaube, es werde ihr schlecht.

Fritz wurde zum Portier geschickt.

Portier und Portiersfrau kamen, schlugen die Hände über den Kopf zusammen und wußten von nichts. Doch wollte man Auguste und auch den Herrn gestern noch gesehen haben.

Man mußte sich entschließen, einen Schlosser zu holen.

Die Wartezeit, bis er kam, wurde für die Kinder angenehm verkürzt durch die Spannung, ob Emmas düstere Ahnungen sich erfüllen würden, zu welchem Zweck Fritz ihr hülfreich seine Botanisirtrommel anbot.

Frau Alma mußte mit dem schwer gereizten Baby, das die Vorenthaltung seiner Abendmahlzeit für eine unerhörte Mißhandlung hielt, singend und tänzelnd auf- und abgehen, trotzdem ihr weder zum Singen noch zum Tanzen zu Muth war, und Emma saß hülflos und mit der Ueberzeugung, daß sie den morgenden Tag schwerlich erleben würde, als Jammergestalt auf einer Treppenstufe.

Endlich kam der Schlosser!

Gott sei Dank fand man Auguste weder ermordet noch erhängt in der Wohnung, aber man fand sie überhaupt nicht und in welchem Zustande zeigte sich das traute Heim!

Die unbewohnten Zimmer verhängt und hermetisch verschlossen, eingekampfert und verpackt, wie sie Frau Alma verlassen hatte. Ein athembeklemmender Naphtalin- und Kampfergeruch machte einen Aufenthalt in ihren Wänden beinahe unmöglich.

Da war kein Feuer in der Küche, kein Theetisch für hungrige Reisende, keine Lampe, kein Bett zurecht gemacht, da standen die unausgepackten Koffer, die müden Kinder und eben verkündeten dumpfe Laute aus einer Hinterstube, daß die gefürchtete Krisis über Emma hereingebrochen war.

Die Portiersfrau mußte helfen und endlich, nachdem Frau Alma sich halbtodt gearbeitet hatte, waren die Kinder gesättigt und zur Ruhe gebracht, während die nothdürftigste Ordnung wenigstens in den Schlafgemächern hergestellt wurde. Was Emma betraf, so ließ nach der überstandenen Katastrophe ein gesunder, murmelthierartiger Schlaf noch einige Hoffnung für die gänzliche Wiederherstellung ihrer so schwer erschütterten Gesundheit.

Aber als nun Alles schlief und Frau Alma ganz allein war, überfielen sie Angst und Unruhe fast bis zur Verzweiflung.

Es war längst acht Uhr vorbei und ihr Gatte kam nicht. Sie hatte nach seinem Bureau geschickt und von dort den Bescheid erhalten, Herr Giesebrecht sei den ganzen Tag nicht dort gewesen, er sei verreist.

Was bedeutete das? Er hatte ihr gar nichts von einer beabsichtigten Reise geschrieben. Wie sollte sie sich seine und Augustens unerklärliche Abwesenheit zusammenreimen?

Ruhelos lief sie in den Zimmern umher.

Sollte er — — nein! und abermals nein! es war empörend, so etwas nur zu denken!

Dann saß sie stumm und starr lange auf einem Fleck und zerbrach sich den Kopf, ob nicht sein Benehmen in der jüngsten Vergangenheit dennoch einen Anhalt für den schrecklichen Verdacht böte. Sie hatte während des Strandaufenthaltes Romane von Heinz Tovote gelesen und was sie dort in glücklicher Harmlosigkeit abscheulich, übertrieben und gänzlich unglaubhaft nannte, fiel ihr jetzt mit beklemmender Angst als mögliche Wirklichkeit auf die Seele.

Wenn nun Tovote wirklich Recht hat? wenn die Männer in Wahrheit alle „so“ sind.

Die schreckliche Einsamkeit der Nacht und ihre überreizten Nerven ließen sie endlich das Schlimmste für wahr halten.

Es war kein Zweifel mehr, sie war eine verrathene, betrogene, verlassene Frau! Kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie durchstöberte die ganze Wohnung, in ihres Mannes Zimmer war alles beim Alten, Alles lag und stand, als ob er es eben verlassen habe und morgen wieder kommen wolle; was sollte sie nur davon denken?

Qualvolle Bilder und Vorstellungen verfolgten sie die ganze Nacht.

Sollte denn Alles Lug und Trug und Wahn gewesen sein, alle Liebe, alles Glück ihrer friedlichen Ehe? Und waren diese Briefe voll Sehnsucht nach ihr und den Kindern auch nur Lüge gewesen?

O Gott, wie konnte sie dann weiter leben, wie sollte sie den Muth finden, die Erinnerung an die Vergangenheit zu ertragen und der öden freudelosen Zukunft entgegenzusehen.

An den Bettchen ihrer schlafenden Kinder weinte sie die halbe Nacht und jedes Mal, wenn sie anfing von Neuem die Wohnung zu durchforschen, fand sie ein neues Unglück.

Trotz Naphtalin und Kampfer hatten die Motten Schlupfwinkel gefunden, um ihr Zerstörungswerk zu beginnen, denn die Berliner Motten sind schlimmer als wilde Raubthiere. Babys Wintermantel war angefressen und Papa's schöner Biberkragen ließ Haare. Auguste hatte Blaubeeren eingekocht und dieselben unvorsichtigerweise in der Schrankkammer auf den Kleiderschrank gestellt. Die Blaubeeren hatten gegohren, waren übergelaufen und durch den Schrank gesickert. Ihr bestes Seidenkleid, ein Geschenk des Gatten zu Babys Taufe, zeigte auf dem lachsfarbenen Vorderblatt eine ganze Straße von Heidelbeersaft. Trübselig betrachtete sie den Schaden.

Alles hin, Alles! Mag auch das Kleid hingehen! Sie würde es doch nicht mehr tragen!

Gegen Morgen war sie so erschöpft, daß sie sich in's Bett legte. Sie war eben in einen unruhigen Schlaf gefallen, als sie die Entreethür gehen hörte.

War das nicht der Schritt ihres Mannes?

Ja, er war es! Da stand er schon in der Schlafstubenthür, im Reiseanzug, müde, übernächtigt und sehr verdrießlich.

Sprachlos starrte sie ihn an, die Frage erstarb ihr auf den Lippen.

„Na, du hast einen schönen Geniestreich gemacht,“ sagte er, „so was Dummes giebt's nicht mehr! Fahre ich gestern Morgen ab nach Swinemünde, um Euch zu überraschen und noch ein paar Tage mit Euch Seeluft zu genießen und unterdessen kommt Ihr hier an!“

Mit einem Jubelschrei und einem krampfhaften Aufschluchzen flog sie ihrem Mann an den Hals. Nun war Alles gut.

Dieser sah sie ganz verblüfft an.

„Darüber freust Du Dich auch noch? Na, ich kann Dir sagen, ich habe genug von der Reise. Aber was ist Dir denn?“

„Ach mein Gott, ich dachte ja — ich glaubte ja — ja, was sollte ich denn Anderes denken — Du warst fort, Auguste ist fort — kein Mensch weiß wohin — Du hattest kein Wort geschrieben — die Wohnung leer — ich dachte ja — Du seiest — Du wärest — mit Auguste — — —

„Durchgebrannt?“ schrie der Gatte laut auf, und gleich darauf fiel er in den nächsten Stuhl und brüllte vor Lachen.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam, aber dieser „Kapitalwitz“, wie er den fürchterlichen Verdacht seiner Frau nannte, hatte seine Laune vollständig wieder hergestellt. Das glückliche, wiedervereinigte Paar konnte sich nun nicht genug von den Fatalitäten und Schrecknissen der gegenseitigen mißglückten Ueberraschung erzählen.

Es stellte sich heraus, daß Auguste von ihrem Herrn Erlaubniß erhalten hatte, seine Abwesenheit zu einem Besuche über Sonntag bei ihren Eltern in Lichterfelde zu benutzen, und so war Fau Giesebrechts Depesche nicht in ihre Hände gelangt.

Als Frau Alma am folgenden Morgen im Kreise ihrer Familie am Frühstückstisch saß, war sie so beglückt, daß selbst das Motten- und das Blaubeerenunglück das Gleichgewicht ihrer Seele nicht stören konnten, aber beide Gatten schworen, sich nie wieder gegenseitig zu überraschen.

Sein Stolz.

Von Ludwig Ganghofer.

(Nachdruck verboten.)

Sie saßen miteinander am Tische und schwiegen, Förster Brunner von Atlach mit dem mächtigen Vollbart und dem grauen Kopfe, und ihm gegenüber ein junger Mann mit unternehmend aufgedrehtem Schnurrbart, Herr Seiler, der Forstpraktikant aus dem eine Stunde entfernten Revierdorf Obersee.

Sie saßen am Tische und schwiegen. Während der Förster mit zwinkernden Augen und einem halb stolzen, halb spöttischen Lächeln das Gesicht seines Gegenübers musterte, schaute Herr Seiler mit bewundernden und begehrlichen Augen auf das Rehgeweih, das er vor geraumer Zeit von der Wand genommen und noch immer in Händen hielt — er war eben Kenner von solchen Dingen, und Liebhaber zugleich. Und was er da so eingehend betrachtete, das war in der That ein seltenes Stück, eine kostbare Abnormität. Starke, dunkelbraune Perlen bedeckten das ganze Gehörn, dessen beide Stangen von der Hirnschale auf gleich einem Zopfe ineinander verflochten waren, so daß sie schließlich in eine gemeinsame Spitze ausliefen. Hunderte von stattlichen Geweihen hingen an den Wänden umher, aber man mochte dem Förster glauben, wenn er, so oft die Rede auf das seltene Stück kam, zu sagen pflegte, das „Zopfete“ wäre „sein ganzer Stolz“.

Sie saßen am Tische und schwiegen. Endlich nahm der Praktikant das Wort, aber es sprach keine sonderliche Hoffnungsfreudigkeit aus dem Klang seiner Stimme, als er sagte: „Herr Förster, seien Sie gescheit, wir wollen vernünftig miteinander

reden. Ich mache Ihnen noch ein letztes Angebot — fünfzig Gulden! Das ist ein Geld, Herr Förster! Dafür kauft man sich schon eine neue Büchse! Also? Eingeschlagen!"

Der Förster lachte und schüttelte den Kopf. „Hilft Ihnen nichts! Ich geb' das Geweih nicht her, und wenn Sie mir hundert Gulden bieten und noch mehr. Das Zöpfl ist einmal mein ganzer Stolz, und so oft ich's anschau, hab' ich meine Freud' daran und denk an denselbigen Sommer, wo ich dem Teufelsbock nachgestiegen bin, einen Morgen und Abend um den andern, bis ich ihn endlich erwischt hab' beim richtigen Fleckl. Da hat's ihn aber auch hingerissen — batsch! — mitten im Knall!" Dabei schmetterte der Förster seine Faust auf den Tisch, daß es hallte durch die ganze Stube, und seine grauen Augen blitzten und glänzten, als hätte die Erinnerung an jene glückliche Jägerstunde ein Feuerlein in ihm angeschürt.

„Herr Förster, ich muß das Gewichtl haben", replicirte der Andere. „So lang' ich es nicht in meiner Sammlung hängen seh', hab' keine vernügte Stunde mehr."

„O jegerl! Da werden S' aber ein trübseliges Leben haben. Aber wissen Sie was" — und übermüthig blinzelte der Förster den jungen Mann von der Seite an, „weil Sie schon so ein lustiger Mensch sind und ein richtiger Jäger, und weil ich Sie gern' hab' —"

„Also was ist dann?" fuhr der Praktikant, als der Förster schmunzelnd zögerte, in Spannung und erwachender Freude auf.

„Drum vermach' ich Ihnen das Gewichtl in meinem Testament!"

Da schnitt der junge Mann ein ellenlanges Gesicht, schob das Streitobjekt verdrossen auf den Tisch zurück und brummte: „Ein schöner Trost! Sie — mit Ihrer Gesundheit! Sie beißen ja Schuhnägel zusammen und verdauen sie wie unsereins eine Dampfnudel! Da hätt' ich ein langes Warten!"

Der Förster aber lachte, daß ihm der graue Bart zitterte und die Schultern wackelten. Dabei überhörte er völlig den scheltenden Lärm, der sich draußen auf der Treppe erhoben hatte. Jetzt wurde die Thüre aufgestoßen und die Försterin, eine rundliche, wohlkonservirte Frau, kam mit puterrothem Gesichte in die Stube geschossen. Sie achtete nicht des Gastes, der am Tische saß, sondern rückte zornmuthig auf ihren Gatten los und hub ein Schelten und Jammern an, was das ein Elend wäre mit ihrer Wohnung. Sie könnte diesen endlosen Verdruß nicht mehr ertragen; jeder Tag brächte einen neuen Aerger. Und was ihr nun wieder passirt wäre, das ginge schon über alle Grenzen: Tags zuvor hätte sie drei hohe Glastöpfe voll Kirschen und Weichseln eingesotten und zum Abkühlen in den Keller gestellt. „Und wie ich jetzt hinunterkam", jammerte und schluchzte sie, „da mein' ich, es wirft mich der Schreck gleich nieder auf der Stell'. Die ganze Töpf' sind leer — und natürlich — wer anders ist d'rüber gekommen, als dem Hausherrn seine schlierigen Dickschädel. Und wie ich nachher zu ihm in die Stuben hinein bin und hab' den richtigen Spektakel gemacht, da ist er noch grob' worden auch, der Bauernlackel! Ob wir meinen, daß er wegen uns den ganzen Tag hinter seinen Buben herlaufen sollt'! Und wenn es uns gar so zuwider wär' unter seinem Dach, so sollten wir uns halt um eine andere Wohnung umschauen! Ja — da schau sich einer um — in dem Nest heraußen, wo jede Maus froh sein muß, wenn's einen Unterschlupf findet!"

Erschöpft ließ sie sich auf die Holzbank niedersinken, deckte das Gesicht mit der Schürze und stöhnte noch: „Vier Pfund raffinirten Zucker — und — und der beste Essig, den ich hab' auftreiben können."

Der Förster schalt und wetterte, und während seine Gesponsin unermüdlich sekundirte, erzählte er seinem Gaste von dem tausendfältigen Aerger, den er in diesem Hause zu ertragen hätte.

Vor sechs Jahren hatte man Atlach zu einer Forstei erhoben und Brunner war auf den neugeschaffenen Posten versetzt worden. Ein Forsthaus war natürlich nicht vorhanden, und so hatte der Förster mit seiner Familie die einzige Miethwohnung beziehen müssen, die sich in dem kleinen Dorfe vorgefunden. Die Stellung an sich war eine schöne und einträgliche; aber der Förster betheuerte seinem Gaste, daß er, wenn dieser Aerger mit der Wohnung und den Hausleuten wohl nicht bald ein Ende nähme, sich wieder versetzen oder gar pensioniren ließe.

„Aber weshalb haben Sie denn nicht bei der Baubehörde die nöthigen Schritte gethan, daß Ihnen ein eigenes Haus gebaut wird, was Sie als Förster doch verlangen können?"

„O, Du lieber Gott! Lassen S' mich nur mit der Baubehörde aus! Seit fünf Jahren hab' ich eine Eingab' um die andere gemacht und erst vor sechs Wochen die letzte. Und was hat's geholfen? Ja, ein Vermögen hab' ich ausgegeben in Stempelgelder. Das war mein ganzer Profit! Nein, nein, wenn ich das noch erleben könnt', daß ich in meinem eigenen Haus d'rin sitz', da möcht' ich ja glauben, ich wär' im Himmel!"

So schalt und plauderte man noch eine Weile fort, bis Herr Seiler sich erhob, um den Heimweg in das Revierdorf anzutreten, in welchem er vor wenigen Wochen als Praktikant den Forstdienst begonnen hatte. Beim Abschied brachte er dem Förster noch einmal sein letztes Gebot in Erinnerung; der Graubart aber schüttelte den Kopf und seine ganze Antwort war, daß er das Geweih wieder an den Nagel hängte; das „Zopfete" war sein ganzer Stolz.

Vier Wochen vergingen, dann gab es eines Tages große Aufregung in der Familie des Försters. Von Obersee war ein Brief gekommen, vom Praktikanten geschrieben, und dieser Brief lautete:

„Geehrter Herr Förster! Im Auftrage des Oberbauamtes Sternberg habe ich Ihnen mitzutheilen, daß Baurath Heimerle morgen nach Atlach kommen wird, um einen Bauplatz für das neue Forsthaus auszusuchen und wegen etwaiger Wünsche Ihrerseits mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Mit Hochachtung Seiler, Forstpraktikant."

Dieser Brief versetzte den Förster in so fieberhafte Erregung, daß ihm sogar die Pfeife ausging, was ihm seit Jahrzehnten nicht passirt war. Seine Frau wollte sofort ein großes Putzen und Scheuern beginnen; dem aber wehrte der Förster, denn der Baurath sollte recht deutlich zu sehen bekommen, in welch' einem unfreundlichen Loch sie bisher gehaust hätten. Dann nahm er Hut und Büchse und rannte in den Wald hinaus, um sich da draußen in recht ungestörter Ruhe seine „etwaigen Wünsche" zurechtlegen zu können; um einen Bauplatz war er ja nicht verlegen, den hatte er sich längst schon ausgesucht. Nach einem Abend mit eifrigen Debatten zwischen Förster und Försterin kam für die beiden eine schlaflose Nacht — und anderen Tages gegen 11 Uhr rollte der mit Spannung erwartete Baurath auf einem Einspänner zum Dorfe herein.

So ein junger Baurath! Er mochte kaum dreißig Jahre zählen. Freilich verliehen ihm die goldene Brille und das gesetzte Wesen etwas Ehrfürchtiges. Bei allem Ernste aber, welch' ein liebenswürdiger Herr! Der Herr Förster brauchte kaum einen seiner Wünsche schüchtern zu äußern, so war er schon gewährt. Was Wunder also, daß Förster und Försterin in heller Freude schwammen, und ihre Seligkeit wurde nur durch das Bedauern getrübt, daß der Baurath ihre Einladung zum Mittagessen nicht angenommen, vielmehr den Förster zu sich ins Wirthhaus gebeten hatte. Nach Tisch aber ließ er sich doch bewegen, wenigstens den Kaffee der Frau Försterin zu versuchen.

Da saßen nun die beiden Männer in der Försterstube, schlürften den dampfenden Trunk, rauchten dazu und sprachen noch einmal den ganzen Plan des neuen Hauses durch. Dabei glänzte dem Förster das ganze Gesicht, als hätte er sich von dem braven Bohnensaft ein kleines Räuschlein angezecht.

„Sie haben da eine schöne Sammlung," bemerkte, als das Gespräch einmal stockte, der Baurath, der schon öfters mit forschenden Blicken die zahlreich an den Wänden hängenden Geweihe gemustert hatte. „Wirklich eine prächtige Sammlung! Ich verstehe etwas davon, denn ich bin selbst ein wenig Jäger und Sammler."

Ueber dieses Geständniß äußerte der Förster natürlich seine pflichtschuldige Freude. Eilfertig sprang er auf, nahm die schönsten Stücke von den Wänden, von denen die einen durch seltene Stärke und Regelmäßigkeit, die anderen durch originellen, abnormen Wuchs sich auszeichneten, und alle brachte er zum Tische, damit sich der Herr Baurath ja nicht zu bemühen hätte, und in lustiger Weise erzählte er von jedem einzelnen Stücke die mehr oder minder merkwürdige Geschichte seiner Erbeutung. Als der Baurath einzelne Geweihe ganz besonders bewunderte, räusperte sich der Förster einigemale und dann kam's heraus, welch' eine „fürchtige Freud" ihm der Herr Baurath machen würde, wenn er ein paar der schönsten Stücke auswählen und mit heimnehmen möchte in seine Sammlung.

„Aber, Herr Förster! Was fällt Ihnen nur ein?" lächelte der Baurath abwehrend. „Ich weiß ja, wie ein Jäger an seinen Geweihen hängt!"

Der Förster aber ließ nicht nach mit Zureden und Bitten und schon begann der Baurath weich zu werden, als er plötzlich die Augen hob. „Was haben Sie denn dort für ein wunderbares Ding?“ staunte er und nahm das „Zopfete“ von der Wand, das der Förster seltsamerweise bisher völlig übersehen hatte.

Ein leichter Farbenwechsel im Gesicht des Försters ließ errathen, daß dieses Uebersehen kein ganz zufälliges gewesen war. Er brachte es auch nur zu ein paar unsicheren Worten, als der Baurath mit dem staunenden Lobe, das er dem seltenen Geweihe spendete, kaum ein Ende finden wollte.

Freilich, das „Zopfete“ war sein ganzer Stolz — aber — vor seinen Augen stieg das neue Försterhaus empor, mit dem rothblinkenden Dach, mit dem Hirschgeweih am Giebel, mit der geschnitzten Altane, mit den blitzenden Fenstern und grünen Läden, mit dem großen, blühenden Garten — und je stattlicher das ersehnte Haus vor seinen Gedanken emporwuchs, desto winziger schrumpfte der Werth des „Zopfeten“ vor seinen Blicken zusammen — und endlich platzte er los: „Wenn Ihnen das Gewichtl halt gar so gut gefällt, Herr Baurath — behalten Sie 's — meiner Seel', behalten Sie 's!“

Ein überraschtes Aufblicken von Seite des Baurathes, ein längeres Sträuben, und schließlich schob er mit einem halb verlegenen, halb vergnügten Lächeln den ganzen Stolz des Försters in die weite Tasche seines Ueberrockes.

Mit diesem Augenblick schien den Förster eine leichte Heiserkeit zu befallen, seine Stimme klang nicht mehr so frei und klar wie früher, immer wieder mußte er sich räuspern, und als er den Baurath zum Wagen geleitete, mußte er immer wieder nach der bauchigen Tasche schielen, aus welcher das „Zopfete“ seine verflochtene Spitze wie spottend hervorstreckte.

„Ach was“, so tröstete er sich schließlich, „ein eigenes Haus ist ja doch so ein armseliges Gewichtl werth. Und was mich noch freut bei der ganzen Geschichte: wie der Praktikant sich giften wird, wenn er hört, daß er um die Erbschaft gekommen ist.“

Zu seinem weiteren Troste meinte er sich auch die kleine Bosheit erlauben zu dürfen, gleich am nächsten Sonntag bei Gelegenheit des Kirchganges nach Obersee, dem Praktikanten den Verlust persönlich zu verkünden. Doch als er in das freundlich ausgestattete Zimmer des jungen Mannes trat, wollte er kaum seinen Augen trauen, wie er mitten in einem Kranze von Rehgehörnen — das „Zopfete“ hängen sah, seinen ganzen Stolz von ehemals. Er brachte vor Aerger kein Wort hervor, ein fürchterlicher Verdacht stieg in ihm auf, und wie ein angeschossener Eber rannte er davon, schnurstracks zum Oberförster. Der empfing ihn mit hellem Gelächter, denn er wußte schon von dem lustigen Streiche, welchen der Praktikant dem Förster gespielt hatte. Der freundliche Baurath war kein anderer gewesen, als der junge Doktor Seiler von Sternberg, ein Bruder des Praktikanten.

Der Förster wüthete. Das Geweih müsse wieder her, oder er würde die Sache vor die Regierung bringen.

Der Oberförster zuckte die Achseln und meinte, dabei könne nur aufkommen, daß der Förster eine „hochlöbliche Baubehörde“ mit einem Rehgeweih hätte bestechen wollen.

Zu dieser Auffassung der Sache machte der Graubart recht verdutzte Augen. Doch als er zu klagen begann, daß ihn weniger der Verlust des Geweihes bekümmere, als die zerstörte Hoffnung auf den baldigen Bau des eigenen Hauses, vertraute ihm der Oberförster, daß es gerade jetzt um diese Hoffnung besser stünde als je.

Und richtig, ehe noch acht Tage vergangen waren, stellte sich der echte Baurath in Atlach ein; der war nun freilich nicht so liebenswürdig und zuvorkommend wie der andere; aber schließlich zeigte der Förster doch wieder ein lachendes Gesicht, als er vom Baurath hörte, wie emsig der junge Doktor Seiler sich bei allen Herren der Baubehörde bemüht hätte, damit der Bau des Försterhauses genehmigt und nach Möglichkeit beschleunigt würde.

Völlig verflog das letzte Restchen seines Aergers, als er am Abend des gleichen Tages folgenden Brief erhielt:

„Geehrter Herr Förster!

Es bleibt also wohl bei meinem letzten Gebot. Somit schicke ich Ihnen anbei die fünfzig Gulden, abzüglich der Spesen für die Zustandebringung des Geweihes

1. Kosten des Einspänners von Sternberg nach Atlach fl. 6.—
2. Mittagessen im Wirthshaus . . . . fl. 2.50

Den Rest mit meinen besten Grüßen. Ich kann Ihnen die Freude nicht schildern, die ich an dem „Zopfeten“ habe — es ist mein ganzer Stolz.

Mit Hochachtung Ihr ergebener

Seiler, Forstpraktikant.“

Die rothe Veronica.

Aus dem Französischen des C. Didier. (Nachdruck verboten.)

An einem kalten Dezembermorgen des Jahres 1831 fuhr ich mit einem Freunde auf der Straße von Limoges nach B. Der Himmel war trübe; der Wind jagte die letzten Blätter von den Kastanienbäumen, und einige Schneeflocken flogen in der Luft umher. Unsere muntere Unterhaltung war allmälich eintönig geworden, und wir selbst wurden düster gestimmt, wie alles um uns her. Als wir in das Gehölz vor B. kamen, unterbrach nur das Knacken des Eises in dem Fahrgeleise unter den Rädern unseres Wagens das traurige Schweigen in dieser Winterlandschaft.

Plötzlich machte das eine Pferd einen scheuen Seitensprung; wir sahen uns um und erblickten zur Rechten dicht am Wagen eine schwarzgekleidete Frau, in dem Gebüsch zusammengekauert; ihre gelbliche, durch die Kälte mit Blau gemischte Gesichtsfarbe hatte etwas Leichenartiges; ihr Blick war stier und das lange rothe Haar hing über ihre Wangen herab; ihre großen, knochigen Hände hielt sie gefalten über den Knieen. Sie mußte schon lange hier kauern, denn die Falten ihres Kleides waren bereits mit Schnee gefüllt. Wir redeten sie an, aber sie antwortete uns nicht, schien uns garnicht zu sehen. Wir setzten unsern Weg fort und kamen nach wenigen Minuten nach B., wo wir sogleich erzählten, was wir in dem Hölzchen gesehen hatten.

„Sie haben die rothe Veronica gesehen,“ antwortete man uns.

Wir erkundigten uns nach derselben und erfuhren Folgendes:

Vor ungefähr fünfzehn Jahren verbreitete sich hier das Gerücht, Jean Devallois, der Zimmermann, werde die rothe Veronica heirathen. Man wunderte sich sehr, denn Veronica war bereits aus den Zwanzigen, eine Waise, arm und keineswegs hübsch; die Farbe ihrer Haare hatte ihr jenes Beiwort gegeben. Jean dagegen war ein junger Mann von kaum neunzehn Jahren, hübsch, und man glaubte, seine Eltern würden sich der Heirath widersetzen, welche indeß einige Zeit darauf wirklich stattfand. Keine Ehe schien glücklicher sein zu können, als die ihrige war, und die ganze Familie lebte friedlich, arbeitsam und glücklich.

So vergingen einige Monate, als zum Unglück mit einem Male geschah, was man vielleicht schon vorausgesehen hatte. Jean war zwanzig Jahre alt und wurde zur Einstellung unter die Soldaten berufen.

Die ganze Familie empfand den tiefsten Schmerz, aber nichts glich dem Veronica's. Alle Leidenschaften waren stark und gewaltig bei dieser jungen Frau, aber alle vereinigten sich in der Liebe zu ihrem Gatten. Was anfänglich nur zärtliche Liebe gewesen, wurde eine grenzenlose Dankbarkeit, unbedingte Hingebung und eine Art religiöse Verehrung; denn sie verdankte dem jungen Mann viel, der sie gewählt hatte, da er hätte unter den reichsten und schönsten wählen können, der ihr, dem namenlosen, armen, häßlichen Mädchen, einen Namen gegeben hatte, obgleich sie ihm dafür nur ihr Herz voll unendlicher Liebe bieten konnte.

Sie eilte zu dem Maire und bat ihn mit Thränen und auf den Knieen, ihren Mann ihr, der Mutter, dem alten Vater, ihnen allen, denen er unentbehrlich sei, zu erhalten. Der Maire war tiefgerührt, und setzte ihr dann weitläufig die Bedingungen auseinander, unter denen allein das Gesetz den Sohn dem Vater, einen Mann seiner Frau, einen Vater seinem Kinde läßt. Veronica dankte ihm, ging bleich und zitternd fort und kam in ihre Wohnung zurück, wo sie sogleich den Vater ihres Jean fragte:

„Vater, seid Ihr siebzig Jahre alt?“

Ihre Stimme war so bewegt, daß man sie kaum verstand. Die Mutter, welche weinend ihr Haupt auf die Achsel ihres

Sohnes stützte, antwortete: „Nein!“ Da bedeckte sich Veronica das Gesicht mit beiden Händen, schrie verzweifelnd laut auf, ging in die Kirche und betete dort bis an den Abend.

Als sie zurückkam, weinte sie nicht mehr. Ihre Stimme war gebrochen; es lag etwas Seltsames in ihrem Gesicht; den ganzen Abend befand sie sich in der höchsten Unruhe und Aufregung, blickte bald den alten Vater, bald ihren Mann an, und betete dann wieder leise. So verging die Nacht. Den andern Tag sollte Jean nach H. gehen, um sich seine Marschordre zu holen. Als er fort war, wurde Veronica wieder ruhig, als habe sie einen unwandelbaren Entschluß gefaßt. Ihre Züge waren unbeweglich und nahmen nur einen düstern Ausdruck an, als der alte Vater aufstand und sagte, er wolle in das Teichholz gehen und bis gegen Abend dort bleiben.

Eine Stunde nachher ging Veronica auch fort und schlug den Weg nach dem Holze an. An der Kirchthüre kniete sie nieder, betete und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann stand sie auf und setzte ihren Weg fort. Im Holze sah sie den Alten bereits zurückkommen. Sie mußte sich an einen Baum anhalten, so zitterten die Füße unter ihr. Endlich vermochte sie wieder zu gehen. Mit dem Vater kehrte sie um. Auf dem schmalen Weg an einem Teiche fragte sie den neben ihr gehenden Alten, ob er wohl sein Leben für seinen Sohn geben könne. Weinend bejahte dies der Vater. Sie rückte näher an ihn, sagte: „Verzeihung, mein Vater!“ trat ihm näher und näher; der Greis wankte; hinter ihm war der Teich.

Ein kurzer Kampf noch — der Alte war schwach — dann war es geschehen.

Am anderen Tage fand man einen Leichnam im Teiche am Wege.

Jean war vom Kriegsdienste frei, als der einzige Sohn einer Wittwe, aber Veronica wurde wahnsinnig.

Zähne und Verbrechen.

Von Walther Grüning.

In neuerer Zeit hat man bei der Aufdeckung von Verbrechen in vermehrter Weise einem Theile des menschlichen Körpers Beachtung geschenkt, der auf den ersten Blick dabei nur wenig in Betracht zu kommen scheint: den Zähnen. Die Verwerthung der Zähne in gerichtlicher Beziehung ist ziemlich mannigfach, theils haben sie schon wiederholt zur Ermittelung des Verbrechers geführt, theils ist durch sie die Persönlichkeit derer festgestellt worden, die einem Verbrechen zum Opfer fielen, und theils haben durch ihre Heranziehung die Vorgänge, die sich während einer verbrecherischen That abspielten, erklärt und richtig gedeutet werden können.

Es dürfte kaum zwei Menschen auf der Welt geben, die ein nach Form, Stellung und auch nach Zahl der Zähne vollständig gleiches Gebiß besitzen. Giebt es demnach schon unendlich viele unbeträchtlichere Verschiedenheiten bei den Zahnreihen der verschiedenen Personen, so sind auch außerdem noch diejenigen Individuen nicht gering, deren Gebiß sich durch eine besonders auffällige Unregelmäßigkeit auszeichnet, mag sie nun angeboren sein, oder mag sie durch eigenartige Lebensgewohnheiten, wie sie vielfach die einzelnen Berufszweige mit sich bringen, erst erworben worden sein. Gerade aber solche Zahnunregelmäßigkeiten absonderlicher Form sind dann so hervorstechende Merkmale, daß sie fast nie mit Anderen verwechselt werden können und als wahre Brandzeichen für die betreffenden Personen anzusehen sind.

Eines Tages wurde in St. Petersburg ein reicher Banquier in seiner Wohnung ermordet aufgefunden. In der Nähe der Leiche lag auf dem Zimmerboden eine zerbrochene Cigarrenspitze, in der sich noch eine Cigarre sehr guter Qualität befand. Man glaubte deshalb, daß die Spitze dem Ermordeten gehört habe. Bei genauerer Besichtigung entdeckte man aber an dem Mundende der Cigarrenspitze eine eigenthümliche Abnutzungsstelle, die auf eine ungewöhnliche Zahnformung des Besitzers der Spitze schließen ließ. Der ermordete Banquier zeigte keine derartige Unregelmäßigkeit an seinem Gebiß, so daß man jetzt die Spitze mit dem Thäter in Verbindung brachte. Bei der Vernehmung des Hauspersonals des Verstorbenen richtete der Untersuchungsbeamte auch seine Aufmerksamkeit auf das Gebiß der Bediensteten, wobei er denn beim Koch feststellen konnte, daß der eine Schneidezahn um Vieles kürzer war als der zweite. Und zu dieser Eigenthümlichkeit in der Zahnstelle paßte die Abnutzungsstelle an dem Mundende der Cigarrenspitze vortrefflich! Damit war das Schicksal des Kochs besiegelt, der denn auch später den Mord einräumte.

Noch romanhafter klingt ein anderer Fall, der aber gleichwohl auf Thatsachen beruht. Nach Monforts Mittheilungen wurde bei den Erhebungen über einen Einbruch am Thatorte ein angebissener Apfel vorgefunden, an dem der Eindruck der Zähne auf ein ganz merkwürdig geformtes Vordergebiß des Apfelliebhabers hinwies. Der Apfel wurde in geeigneter Weise aufbewahrt. Indem man fortgesetzt die Bißspuren verdächtiger Individuen beobachtete, gelang es endlich, eine Person zu ermitteln, deren Gebiß vollständig den auf dem Apfel hinterlassenen Eindrücken entsprach. Die daraufhin weiter angestellten Nachforschungen erbrachten die Richtigkeit des Verdachtes, so daß der Beschuldigte nothgezwungen — in den sauren Apfel des Geständnisses beißen mußte.

Ganz charakteristisch gebaut sind die Gebisse der einzelnen Thiergattungen, und deshalb sind denn auch die Bißwunden, die von ihnen herrühren, von den Bißspuren des Menschen völlig verschieden, auch zeigen sie deutlich erkennbare Abweichungen unter einander. Diese Differenzirungen können zuweilen großen praktischen Werth gewinnen.

Eines Abends wurde ein Mann in Begleitung eines kleinen Pintschers auf der Landstraße überfallen. Er wehrte sich seiner Haut nach Kräften und biß dabei dem Angreifer in die Hand, während das Hündchen in den Unterschenkel des Straßenräubers biß. Der Ueberfallene konnte glücklich nach Hause entrinnen. Wenige Tage nachher wurde ein verdächtiges Individum aufgegriffen, bei dem sich mehrere Bißwunden vorfanden. Die Wunde an der linken Hand konnte der herangezogene Sachverständige nicht mit Sicherheit als durch die Zähne eines Menschen hervorgebracht erkennen, wenn er es auch für wahrscheinlich hielt, dagegen erklärte er drei röthlichbraune, blutunterlaufene Punkte unter der Kniescheibe des Verdächtigen als den Abdruck eines Hundegebisses. Der Verhaftete gab an, durch den Hofhund eines Gehöftes, einem großen Neufoundländer, gebissen worden sein. Da die beiden oberen Punkte der aufgefundenen Bißspur nur von dem Eckzahn und seinen nächsten Nachbarn herstammen konnten, so mußte ein Vergleich der beiden Hundegebisse Aufklärung bringen. Die Entfernung der beiden Endzähne von einander betrug nun bei dem Neufundländer 2 Centimeter, bei dem Pintscher aber nur 1 Centimeter, und dieses letztere Maß stimmte genau mit den entsprechenden Eindrücken der Bißwunde überein. Demnach konnte dieselbe unmöglich der Hofhund hervorgebracht haben, wohl aber durfte der Pintscher als ihr Urheber angesehen werden. Der Sachverständige trug denn auch kein Bedenken, die Verletzung in der That dem Pintscher zuzuschreiben, wodurch der Beschuldigte mit dem Straßenräuber identificirt wurde.

Besonders werthvolle Dienste haben die Zähne in zahlreichen Fällen bei der Agnoscirung von Leichen geleistet, ja, vielfach würde ohne sie eine Feststellung der Persönlichkeit überhaupt nicht möglich gewesen sein. Als vor einigen Jahren der Huissier Gouffé in Paris unter Beihülfe seiner Geliebten ermordet worden war, schickte der Mörder den Leichnam in einem Koffer verpackt nach Lyon. Hier wurden dann später die Ueberreste des Ermordeten, hochgradig verwest, in der Nähe der Stadt an einem abgelegenen Orte aufgefunden. Durch die Besichtigung des Gebisses des Verstorbenen vermochte die Tochter desselben in der Leiche ihren Vater mit Sicherheit wieder zu erkennen. Denn da der Huissier ein leidenschaftlicher Raucher gewesen war, so waren seine Zähne dunkelbraun gefärbt; außerdem waren seine oberen mittleren Schneidezähne so schief gestellt, daß sie ein Dreieck einschlossen, während ein anderer unterer Schneidezahn kaum über das Zahnfleisch hervorragte.

In dem Prozeß gegen das berüchtigte Ehe- und Mörderpaar Schneider, das, wie noch erinnerlich sein wird, Dienstmädchen unter der Vorspiegelung, ihnen eine Stellung zu verschaffen, nach abgelegenen Punkten lockte und sie hier ermordete, sind die Zähne ebenfalls mehrfach zur Feststellung der Opfer benutzt worden. An einem der im Walde entdeckten Skelette standen die beiden oberen mittleren Schneidezähne für sich lippenwärts außerhalb der Zahnreihe, während die Backenzähne und Mahlzähne des Unterkiefers zusammen mit demselben nach einwärts gedreht waren. Die Schneidezähne des Oberkiefers standen außerdem vor denen des Unterkiefers vor und deckten sie sogar theilweise. Auf Grund dieser und noch einiger anderer auffälliger Merkmale der Gebißverhältnisse gelang es, das Skelett als dasjenige der 18jährigen Rosa Kleinrath zu erkennen.

Bei einem anderen Opfer trug der Oberkiefer ein Gebiß aus künstlichen Zähnen. Der Unterkiefer wies nur noch sieben Zähne auf, die fehlenden Zähne mußten schon vor langer Zeit verloren sein. Da dieser Befund mit den Zahnverhältnissen eines der vermißten Mädchen übereinstimmte, so konnte das aufgefundene Skelett als dasjenige der 28jährigen Vincenzia Zuffer angesprochen werden.

Wie schon zum Theil hier, so haben auch anderweitig künstliche Gebisse des Oefteren eine bedeutende Rolle bei der Eruirung des Thatbestandes gespielt. Eine gewisse Berühmtheit hat seiner Zeit der Fall Parkmann erlangt. Der Professor Parkmann in Boston verschwand eines Tages spurlos. Es wurde bald das Gerücht laut, daß ihn einer seiner Collegen, Doctor Webster, umgebracht habe. Daraufhin wurden in dem Laboratorium desselben Nachforschungen vorgenommen, bei denen man man außer einigen Knochentheilen in Gläsern und Blechbüchsen nichts Belastendes fand. Erst bei einer nochmaligen Durchsuchung stieß man in einem Herde auf ein künstliches Gebiß, das auf Gold aufgebaut war und unter einigen halbverbrannten Knochen verborgen lag. Die an der Platte befindlichen Zähne zeigten nun eine ganz eigenthümliche Stellung. Es glückte ferner festzustellen, daß es vier Jahre zuvor von einem Zahnarzt angefertigt worden war. Dieser, sowie die Freunde des Professors Parkmann vermochten in dem Zahnersatzstück mit Bestimmtheit dasjenige zu erkennen, das der Professor bei Lebzeiten getragen hatte, da es das Gegenstück zu einer Unregelmäßigkeit eines echten Zahnes im Munde des Verschwundenen bildete.

Nicht weniger interessant ist eine von Wollner mitgetheilte Agnoscirung, wo die Verhältnisse gerade umgekehrt lagen. Im Hofe eines Schulgebäudes wurden in einen Sack eingehüllt verschiedene Knochen gefunden. Es war ein Schädel mit Unterkiefer, eine rechte Backenhälfte, ein linker Oberschenkelknochen mit den Knochen des Unterschenkels und einige Fußwurzelknochen. Am Schädel fehlten außer vier schief stehenden Mahlzähnen sämmtliche Zähne. Es tauchte die Vermuthung auf, daß die Knochen von einer Frau herrühren könnten, die mehrere Jahre vorher verschollen war. Zufällig wurde von einer Freundin der Vermißten das Zahnersatzstück aufbewahrt, das die Verschwundene einst getragen hatte. Man fügte das Ersatzstück an den Oberkiefer des aufgefundenen Schädels — und es paßte vortrefflich. Da man mit Recht annahm, daß bei einer so vollständigen Uebereinstimmung zwischen dem natürlichen und künstlichen Gebiß die entdeckten Knochenüberreste nur der Person angehören könnten, die das Zahnersatzstück zur Zeit benutzt hatte, so war damit die Persönlichkeit, um die es sich handelte, mit genügender Sicherheit festgestellt.

Gemäß der neueren Anschauung, den Verbrecher als eine Art menschlicher Degenerationserscheinung, einen atavistischen Rückschlag aufzufassen, hat man auch die Gebisse von Verbrechern auf ihre Unregelmäßigkeiten untersucht. Lombroso konnte bei Verbrechern theils auffallende Größe der Eckzähne, theils falsche Stellung und theils Kleinheit der Zähne konstatiren. Aehnliche Verhältnisse fand Dumur an Gebissen von sechzehn hingerichteten Verbrechern, deren Schädel er im gerichtlich-medizinischen Museum in Lyon studirte. Auch die von Paltauf untersuchten dreißig Verbrecherschädel des Wiener gerichtlich-medizinischen Instituts zeigten zahlreiche Abnormitäten, dagegen zeichnete sich das Gebiß des Mädchenmörders Schenk durch besondere Regelmäßigkeit und Schönheit aus.

Lose Blätter.

* **Auch ein Kunstenthusiast.** Einer unserer modernsten „Impressionisten“ wendet auf seinen Bildern mit Vorliebe ein gewisses Blau an, jenes Blau, welches unseren Hausfrauen unter dem Namen „Berliner Blau“ gar wohl bekannt ist. Neulich war nun wieder eins dieser Gemälde im Schaufenster einer Bilderhandlung in der N-straße ausgestellt. Eines Tages bleibt ein Amerikaner vor dem Schaufenster stehen, betrachtet das Bild mit großer Aufmerksamkeit, tritt endlich in den Laden und erkundigt sich nach dem Preis. — Der Kunsthändler, obwohl er bis dato von seinem Impressionisten keine allzu hohe Meinung gehabt hat, will sofort einen Vortrag halten über das reizende sujet, die künstlerische Auffassung u. s. w. Aber der Fremde unterbricht ihn: „Lassen Sie das“, — sagt er, kalt lächelnd — „der Gegenstand ist mir völlig gleichgültig. Aber sehen Sie nur einmal dieses Blau an! „Gewiß dieses Blau ist sehr naturgetreu, es ist — —“ „Es ist vor allen Dingen mein Blau, das Blau, welches ich in Amerika für die Wäsche fabrizire. Und wie schön und frisch sieht es auf dieser Leinwand aus. Geben Sie mir die Adresse des Künstlers! Er muß mir ein Bild malen — das werde ich in Amerika öffentlich ausstellen, und zwar mit der Inschrift: „Dieses Meisterwerk ist gemalt mit dem Blau des Hauses X. in Chicago.

* **Die Flöten Friedrichs des Großen.** Es ist bekannt, daß Friedrich der Große eine leidenschaftliche Neigung für die Flöte hatte. An den im Hohenzollern-Museum aufbewahrten Instrumenten aus dem einstigen Besitz des Königs kann man die Verbesserungen ersehen, welche die Flöte im Laufe der Jahre erfuhr, wobei sich namentlich der Lehrer des Königs, der Kammermusikus Quantz in hervorragender Weise betheiligte. Die ältesten Flöten, die Friedrich der Große im Gebrauch hatte, waren noch sehr unvollkommen. Die Rohre bestanden zwar schon aus Ebenholz, waren mit Elfenbein garnirt und hatten sechs Tonlöcher, aber sie führten nur eine Klappe, die sogenannte Disklappe. Die späteren Flöten zeigen schon eine bedeutende Verbesserung, sie hatten eine doppelte Disklappe, das Kopfstück erhielt eine Pfropfschraube, einen im Rohr oberhalb des Mundstücks befindlichen Pfropfen, der mittels einer Schraube weiter in das Rohr hinein oder herausbewegt werden konnte womit eine Regulirung der Stimmung ermöglicht wurde. Die nächste Flöte weist schon 7 Tonlöcher auf, 3 im unteren Mittelstück für die mittleren Finger der rechten, 3 im oberen Mittelstück für dieselben Finger der linken Hand und eins unterhalb dieses Mittelstücks für den Daumen der nämlichen Hand. Eine von Bernstein gearbeitete Flöte mit goldenen Beschlägen, die aus fünf Theilen zusammengesetzt, mit weiter Bohrung und zwei Klappen versehen ist, war das Staatsinstrument Friedrichs des Großen. Eine dieser Beschreibung nach gleiche Flöte von Ebenholz, bestehend aus acht Theilen und in einem mit schwarzem Leder bezogenen verschließbaren Originalkasten befindlich, hat der Landgraf Alexis von Hessen-Phillippsthal-Barchfeld dem Kaiser Wilhelm II. zum Geschenk gemacht. Das Stück ist dem Hohenzollern-Museum einverleibt worden.

* **Kostbare Gobelins.** Vor etwa sechs Monaten wurde die Aufmerksamkeit der Verwaltung der schönen Künste in Paris auf eine Anzahl Gobelins aus dem 16. Jahrhundert gelenkt, die in der St. Remigiuskirche in Reims dem Verfall entgegengingen. Man überwies sie daher der Gobelin-Manufaktur zur Reinigung und Wiederauffrischung. Die zehn Gobelins, deren jedes 25 Quadratmeter groß ist, stellen Szenen aus dem Leben des Heiligen Remigius dar, seine Geburt und Erziehung, seine Ernennung zum Erzbischof von Reims, verschiedene Wunder, die er that, die Schlacht von Zülpich und die Taufe Chlodwig's, die Gefangensetzung des Heiligen Genebault, Tod und Begräbniß des Heil. Remigius und das Porträt des Stifters, des Kardinals Robert de Lénoncourt, der die Gewebe im Jahre 1531 der Kirche vermachte. Bis jetzt ist erst eins derselben vollständig reparirt, nämlich dasjenige, welches am wenigsten beschädigt war. Die Kosten hierfür belaufen sich auf 2500 Franks. Es stellt den Stifter entblößten Hauptes an einem mit seinem Wappen geschmückten Betpult dar, vor ihm die Heil. Jungfrau mit dem Kinde auf einem Throne sitzend. Der Heil. Remigius breitet segnend die Hände über Bischof Robert de Lenoncourt, als Mittelsperson zwischen ihm und der Mutter Gottes. Die Reparaturarbeiten der übrigen Gobelins werden noch 7 bis 8 Jahre Zeit erfordern. Man beabsichtigt, sie nach ihrer Wiederherstellung im erzbischöflichen Palast von Reims unterzubringen, wo sie weniger der Feuchtigkeit ausgesetzt sind als in der Remigiuskirche.

* **Ihr Trost.** Catulle Mendès erzählt: „Er“ war todt! Ein imposanter Trauerzug bewegt sich zum Friedhof. Auch „sie“, die Wittwe, gab dem Todten das letzte Geleite und schluchzend warf sie die erste Scholle hinab in das Grab. „Sie haben einen schweren, einen sehr schweren Verlust erlitten“, sagte einer der Leidtragenden zu ihr. „Ja“, lispelte sie unter Thränen, „einen sehr schweren Verlust. Aber einen Trost habe ich doch: ich weiß jetzt wenigstens — wo er seine Abende verbringt.“

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.